

Deutsche Dichterhalle.



Unter Mitwirkung

der hervorragendsten Dichter und Schriftsteller

herausgegeben

von

Ernst Eckstein.



Jahrgang 1876.



Leipzig,

Verlag von Johann Friedrich Hartknoch.

Deutsche Dichtervallei



C. Scheuren. f.

Redakteur: Ernst Eckstein.

Av. R. Brendamour.

Monatlich 2 Nummern.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.
 Pränumerationspreis 2½ Reichsmark pro Quartal.

Der Vagant vor Mailand.

(Mit Benutzung eines alten Refrains.)

Sie fragten mich, warum ich so froh,
 Wann ich geboren und wie und wo;
 Woher mein Brot, wohin mein Weg,
 Wohin mein müdes Haupt ich leg!
 Pfaffen und Laien, Ritter und Knecht
 Hören mein Lied, es ist ihnen recht;
 Walther bin ich, der Erzpoet.
 Wißt ihr, wie mir der Glaube steht?
 Ich leb', ich weiß nicht wie lang,
 Ich sterb', ich weiß nicht wann,
 Ich fahr', ich weiß nicht wohin,
 Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

König Friedrich, ruhmreicher Kriegesheld,
 Italiens Sonne bestrahlt dein Belt;
 Mailandbezwinger, ich folge dir:
 Sie, wie flattert dein staufisch Panier!
 Lombardische Mädchen, schwarz und weiß,
 Such tönl mein Sang laut und leis,
 Laut in den Zelten bei Würfel und Wein,
 Leis tönel's nächstlich im Kämmerlein:
 Ich leb', ich weiß nicht wie lang,
 Ich sterb', ich weiß nicht wann,
 Ich fahr', ich weiß nicht wohin,
 Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

Doch Limes in Welschland hat mich gekränkt:
 Daß man den Wein mit Wasser vermengt,
 Und daß bei den Frauen zu jeder Fris
 Süßzüngelnd ein gelblicher Pfaffe ist.
 Dich grüß' ich, deutsches Geländ' am Rhein,
 Wo man den Rothen rein schenkt ein.
 Fort, Heimweh! Töne, Vagantenlied,
 Das sehnend über die Alpen zieht:
 Ich leb', ich weiß nicht wie lang,
 Ich sterb', ich weiß nicht wann,
 Ich fahr', ich weiß nicht wohin,
 Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

Franz Hirsch.

Wir waren dahin gelangt, als zusammenfassendsten Ausdruck der ästhetischen Auffassung des Sittlichen die Forderung anzuerkennen, daß der Mensch durch sein Leben das seiner Natur und seinem Lebensgange entsprechende ethische Ideal verwirkliche, so zwar, daß er das Ideal sich selbst erst gestaltet und fortbildet, indem er sein concretes Handeln bestimmt, oder doch zu bestimmen bemüht ist. Losgelöst von der Verwirklichung ist das Ideal nur schattenhafte Skizze, glück-

lichstenfalls momentane Intuition, die nicht als solche festzuhalten ist; wie aber der Künstler die flüchtige Intuition zu skizziren sucht, indem er sie zum Kunstwerk verkörpert, so ist es auch Aufgabe des Menschen, sein ethisches Ideal dadurch zu bilden, daß er es in sein Leben hineinbildet, daß er die Realität seines Daseins und Wirkens zum Spiegel des Ideals verklärt, mit einem Wort, daß er sein Leben zum ethischen Kunstwerk gestaltet.

(Fortsetzung folgt.)

Wir brauchen eine Kunst, bei welcher uns wohl wird.

Von

Alois Carrière.

Die Pessimisten predigen auf den Dächern: die Welt sei vom Uebel, gerade so, daß sie ein wenig schlechter gar nicht mehr bestehen könnte; das Leben sei da, um uns verleidet zu werden. Wenn das moderne Dichter nachzuschwärmern, so haben wir nur den Trost, daß sie ihre eignen Verse miteinbegreifen in den Mephistophelischen Spruch: Was entsteht ist werth, daß es zu Grunde geht, und besser wärs daß nichts entstände! Sprecher des Materialismus fordern von der Wissenschaft, daß sie alle Ideale zerstören soll, freilich ohne zu erwägen, daß ja nach ihrer eignen Annahme die Ideale ein naturnothwendiges Erzeugniß unseres Gehirnmeehanismus sein müssen. Ein Herr von Hellwald lehrt als Ergebnis seiner sogenannten Kulturgeschichte, daß der Scheiterhaufen der Inquisition eben so berechtigt sei als der Kampf um Freiheit und Recht; er sieht in der Weltgeschichte nur ein rastloses Durcheinander, und schließt mit der trostlosen Frage: aber wozu? Solche Ansichten müssen uns übel machen, weil wir ethische Naturen sind. Bewußtsein und Freiheit können uns nicht geschenkt, sie können nicht geschaffen werden, weil das ihrem Begriff widerspricht; wir müssen sie uns selbst anschaffen, unser Vermögen durch eigene That verwirklichen, Selbsterfassung und Selbstbestimmung können nur unser eigenes Werk sein. Wir sind zur Selbstvervollkommnung berufen; darum können

wir nicht von Haus aus sein, was wir sein sollen, sondern müssen uns empor-dienen; und die rauhe Wirklichkeit ist nicht schlecht, auch der schmerzvolle Kampf ums Dasein kein Uebel, wenn wir dadurch zu uns selbst kommen und unsre Kraft geweckt und gestählt wird, damit wir unsre Bestimmung erreichen. Nur wo dies geschieht kann uns wohl sein. Wie im Keim der Pflanze und des Thieres, in der einfachen Zelle, der künftige Organismus angelegt ist und der Trieb wie das Bildungsgesetz der Entwicklung vorhanden sind, so tragen wir einen idealen Menschen in uns und haben die Aufgabe nach dem uns eingebornen Gesichtspunkt und Beurtheilungsprincip des Vollkommenen — als des Wahren, Guten, Schönen — die Welt und uns zu betrachten, und erkennend, handelnd, bildend dasselbe zu realisiren. An die Realisirung des Idealen in Recht und Staat, in Kunst und Wissenschaft ist nicht nur unsre geistige Würde, ist auch unser sinnliches Wohlsein geknüpft; es steigert sich und verbreitet sich mit den Fortschritten der Kultur, und die Dichtkunst erreicht ihre Bestimmung, wenn sie der Menschheit die Fackel voranträgt.

Doch möcht' ich jetzt nicht eine ästhetische Theorie aus dem Wesen des Menschen deduciren, als vielmehr inductiv, durch Zusammenstellung unlegbarer That-sachen die voranstrebende Jugend auf den Weg weisen, der die Alten zur Unsterb-

lichkeit geführt hat, auch auf die Gefahr hin als altmodisch verlacht zu werden. Die Weltlage ist eine sehr bedenkliche. Die Theorie des Materialismus und die Praxis der Genußsucht dringen aus den vornehmen Kreisen in die Massen, und ungewarnt vor der Anwendung, welche diese davon bereits in der Pariser Commune gemacht, geht Europa jenem allgemeinen Krach entgegen, den ihm neuerdings Johannes Scherr so eindringlich vor Augen stellt, wenn nicht Kunst, Wissenschaft und sittliche Liebesthat einen Umschwung herbeiführen.

Die Alten nannten den Zeus des Pheidias ein leidstillendes Zaubermittel, in seinem Anblick vergaß der Mensch das Ungenügen des Endlichen, den Schmerz über das Vergängliche; die höchste Macht war ihm als die höchste Güte anschaulich geworden; er sah das Vollendete mit Augen und getröstete sich vertrauensvoll auch in der Folgezeit, daß das Schöne das wahrhaft Wirkliche, das Ziel des Lebens sei. Unterschiede, Gegensätze sind nothwendig um der Harmonie willen, damit sie überwunden werden, damit in der Einigung die Energie der Liebe sich bewähre; aber das Leben bleibt häufig im Widerspruch befangen, es steht im Streit und ersehnt den Frieden; der Naturverlauf geht seinen Gang unbekümmert um unsre Zwecke, unsre Wünsche, und wenn er sie erfüllen müßte, so hörten sie ja auf die unsren zu sein, so hätten wir auch die Lust der Freiheit und des selbsterrungenen Glückes nicht. Aber nicht der Widerspruch, sondern seine Ueberwindung ist das wahre Wesen, und daß sie möglich und wirklich ist, daß Inneres und Aeußeres, Geist und Natur, einträchtig zusammenklingen, das genießen wir im Schönen, indem was unsern Sinn ergötzt auch die Forderung des Gemüths befriedigt. Hier ist das Seinsollende auch das Seiende, aber weil es uns selten und vorübergehend geboten wird, darum trachten wir nach seiner Darstellung in bleibenden Werken um der Schönheit willen, darum verlangen wir nach der Heiterkeit der Kunst gegenüber der Bitterkeit und dem schweren Ernste des Lebens, und der Dichter, auf dessen Worte ich hier anspiele, den die Romantiker spottend den moralischen bleiernen

Schiller hießen, dessen Werke aber ihre leichtfertigen Schaumgebilde überdauert haben, sagt es ausdrücklich: „Alle Kunst ist der Freude gewidmet und es giebt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe als die Menschen zu beglücken. Die rechte Kunst ist nur diese, welche den höchsten Genuß verschafft. Der höchste Genuß aber ist die Freiheit des Gemüths in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte. Die wahre Kunst hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen; es ist ihr ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frei zu machen; auf der Wahrheit selbst, auf dem tiefen Grunde der Natur errichtet sie ihr Gebäude.“ Aber darum genügt ihr auch nicht die bloße Abspiegelung der Realität, des Weltlafs, sondern sie giebt in und über der Darstellung des Seienden die Offenbarung des Seinsollenden.

Die menschliche Seele ist eine Idealistin von Haus aus. Darum erquickt sich das Kindergemüth an Märchen; es spielt mit der Realität der Dinge, es webt in einem Zauberreiche des Wunders; das Aeußere, Wahrscheinliche gilt ihm wenig, aber alles gilt ihm die innere Wahrheit: daß das Gute siege, daß die verfolgte Unschuld gerettet, das Böse vertilgt, die verborgene Schönheit und Tugend ans Licht gebracht und gekrönt werde. Damit ist die Herrschaft der sittlichen Weltordnung in der Märchenwelt wie in der Kinderseele bestätigt; dem Kinde wird es wohl, wenn es jene walten sieht. Der männlich reife Sinn will statt des Wunders und des Spiels mit den Naturgesetzen der Bewahrung derselben, die psychologische Motivierung der Ereignisse auf dem Boden der Weltwirklichkeit; aber er wendet sich gleichfalls unbefriedigt ab, wenn in der Dichtung das Edle unterliegt, das Gemeine triumphirt, die Niederträchtigkeit ihre Ziele mit Macht und List erreicht, und vergebens wird der realistische Poet sich darauf berufen: das sei doch so der Lauf der Welt, das sei ja so wirklich geschehen. Nun dann haben wir genug und übergenug an seiner Wirklichkeit, die ja so beschaffen ist, daß sie unsre Kraft zur

Bekämpfung herausfordert. „Wirbelwind und trockner Noth, laß sie drehn und stäuben!“ summt Goethe vor sich hin und bleibt seinem Berufe getreu: „den unwölkten Blick zu öffnen über die tausend Quellen neben den Durstenden in der Wüste.“ Denn dies sehende Auge für die verborgne Schönheit des Wirklichen macht den Künstler, und wir lernen durch ihn sie sehen und verstehen. Er nimmt den Zusammenhang der Dinge wahr und löst dadurch die scheinbare Verworrenheit, indem alles Besondre ein Glied in wohlgefügter Ordnung wird.

Wir wissen jetzt, daß das Volksepos im Zusammenwirken des organisirenden, harmonisirenden Künstlergenius mit den besten Kräften der Nation entsteht; Lebenserfahrungen, Thaten, die darum alle ansprechen, weil ihnen das eigne Wesen, die eigne Bestimmung darin klar wird, werden in mannigfaltigen Liedern besungen; die Sänger wollen nur sagen was alle wissen, und die Hörer wirken auf sie ein, indem sie vernehmen wollen was das Herz voll und ganz befriedigt. Und daß dies das Walten der sittlichen Weltordnung voraussetzt oder veranschaulicht, das bezeugt die Literaturgeschichte. So ward Zeus Wille vollendet! heißt es am Anfang der Ilias. Das Lied verherrlicht die Heldenkraft, die der Pallas Athene im Innern, der Stimme des Gewissens folgend auch schwer gekränkt sich zu fassen weiß und ihre Sache Gott anheimstellt; aber auch das Gemüth des Achilleus wird geläutert, sein Verharren im Born nach Agamemnons Friedensbotschaft muß er büßen durch den Verlust des Freundes, als er endlich der Noth des Volkes sich erbarmt; gern opfert er um den Freund zu rächen das eigne Leben, das Irdische für ewigen Ruhm; in dieser sittlichen Gesinnung ist er der verklärenden Gnade der Himmlischen werth. Die Stadt aber geht unter, welche die Sache des Ehebrechers Paris zur ihrigen gemacht. Und feiert in der Odyssee neben dem erfindungsreichen Geiste nicht auch die Treue des Herzens ihren Sieg? Das Blutbad, das der Held unter den Freiern anrichtet, ist dadurch motivirt, daß diese den Telemachos ermorden wollten, ein schweres Verbrechen neben dem, daß sie das Erbe des fernen Königs ver-

prassen und sein Weib für sich gewinnen möchten. Das unbedingte Vertrauen auf die göttliche Weltregierung legt der Dichter gerade den Gestalten aus dem Volke in den Mund, wenn der Sanhirt Eumaios sagt: Gott wird uns geben was er im Herzen beschließt — wenn die kornmahlende Sklavin während es donnert zu Zeus betet, daß er durch Odysseus Heimkehr die Frevel der Freier bestrafen möge. Und daß dies geschieht, daß Muth und Liebe innerhalb der sittlichen Weltordnung ihr Ziel erreichen, darauf beruht die Befriedigung, die der Hellene empfand, und die wir immer wieder empfinden, wenn wir das alte, ewig junge Lied lesen:

Aus dessen meerdurchrauchten Blättern
Uns freudig entgegensteigt
Der Athem der Götter
Und der leuchtende Menschenfrühling
Und der blühende Himmel von Hellas.
(Heine.)

Im Indischen Epos wird Rama als der Held gefeiert, der lieber Unrecht leiden als thun will, und dadurch den Ruhm erlangt, die Macht seines Volks bis nach Ceylon auszubreiten. Mal erliegt der Gefahr des Glücks, indem er der Leidenschaft Spielraum gewährt, aber er läutert sich im Leid und gewinnt Reich und Gattin wieder. Auch durch das Mahabārata klingt überall die Mahnung an das gerechte Walten der Himmlischen, erhebend selbst beim Untergang. So rächt im Nibelungenlied Siegfrieds Schwert Siegfrieds Mord, und hat der Sängex, welcher im Sturze des Burgunderreichs durch die Hunnen die Sühne für Siegfrieds Tod erblickt und so die Nachklänge der Göttersage mit der Geschichte verknüpft, eigentlich das Epos gegründet, das zum dichterischen Symbol der Völkerwanderung werden konnte; die Schicksalsmacht ward das innere Band für die äußere Mannigfaltigkeit und in ihr offenbart sich die ewige Gerechtigkeit wie das Gewissen sie fordert. Hettel, der selber sich Hilde zur Gattin entführt, muß es erleben, daß auch ihm die Tochter Gudrun geraubt wird; aber sie und ihr Geliebter verdienen und erhalten einander durch treu aushaltendes Dulden des Weibes und treu aushaltendes Handeln des Mannes. Parival, in der Ritter-

sitte belehrt, daß der Jüngling vorwichtiges Fragen meiden soll, fragt auch dem Heile nicht nach, das ihm im Orakel geboten wird; zweifelnd irrt er umher, aber das Heil suchend, und so wird es ihm am Ende zu Theil als ein Gnadengeschenk, das er sich nun verdient, dessen er sich würdig gemacht hat. Nur weil dieser tiefe Sinn, dieser ideale Gehalt durch die bunten Bilder hindurchschimmert, wird nicht bloß die Einbildungskraft anmutig angeregt und unterhalten, sondern das Gemüth dauernd erfreut.

Wie hier die Volksseele sich bezeugt, so haben in drei epischen Dichtungen, die dem Gebiete des Gedankens und der Betrachtung angehören, die Urheber sich ganz bestimmt und selbstbewußt auf den Standpunkt gestellt, die sittliche Weltordnung zur Anerkennung zu bringen. Im Volksglauben hatten die Juden angenommen, daß es dem Menschen ergehe wie ers treibe; aber wie oft leidet der Unschuldige und geht es dem Ungerechten äußerlich wohl! Da wählte denn der Dichter des Hiob, wie Goethe im Faust, eine alte Sage, um darin seine Seelenkämpfe, seine Geistesgeschichte auszuprägen, und sein Werk auf die Einheit von Denken und Gesinnung, von Vernunft und Gewissen zu gründen; das Göttliche soll nicht nach Hörensagen, sondern nach eigener Erfahrung aufgefaßt werden. Der Dichter hat mit dem Weltleid gerungen und läßt seinen Dulder anrufen:

Hat nicht der Mensch Kriegsdienst auf Erden,
Und sind wie des Lohnarbeiters Tage seine
Tage?

Gleich dem Knechte der nach Schatten lechzt,
Und gleich dem Tagelöhner der auf seinen Lohn
harret —

Also sind mein Erbtheil mir geworden Monate
der Täuschung,
Und Mühsals Nächte sind mir zugetheilt.

Mit kühnem Zweifelmuthe bricht Hiob die Ueberlieferung und fordert Gott selber zum Kampf und Zeugniß auf; und er wird gerechtfertigt: das Leid ist Buße,

aber auch Prüfung, und wer sich läutern läßt, wer sich bewährt, dem dient alles zum Heil. — Dante schildert uns in seiner Wanderung durch die Tiefe der Hölle, den Berg der Reinigung hinan und ins Himmelreich, so recht das ganze Dasein innerhalb der sittlichen Weltordnung: das Böse trägt seine Strafe unmittelbar in sich, durch den Schmerz zieht die ewige Liebe die Seele empor, und das Gute, Wahre, Schöne beseligt das Gemüth mit unererschöpflicher Wonne. Dante sagt selbst: Gegenstand des Gedichts sei der Mensch, wie er in Folge seiner Willensfreiheit gut oder schlecht handelnd der ewigen Gerechtigkeit anheimfällt; der Zweck des Gedichts sei, den Menschen aus dem Zustande des Elends zu befreien und zur Glückseligkeit zu leiten. Durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß also, durch die Sehnsucht nach Frieden und Ruhe soll die Welt aus der Unruhe und Gottentfremdung zur Einheit in sich selbst und in Gott als ihren Grund und ihr Ziel berufen werden. — Auch Milton will „die Wege Gottes dieser Welt erklären, rechtfertigen die ewige Vorsehung“. So dichtete er eine Theodicee ehe Leibniz als Philosoph sie schrieb, und durch das verlorne wie das wiedergewonnene Paradies zieht sich die mehrfach wiederholte Betrachtung als Grundidee: Die Freiheit und das Gute sind die höchsten Güter; sie sind nur möglich, wenn auch das Böse möglich ist; das Böse ist wirklich geworden, der Fall der himmlischen Geister, der Fall der Menschen geschieht; dadurch kommt Noth und Tod in die Welt, beide macht Gottes Güte zur Strafe, welche belehrend und erziehend die Welt der erbarmenden Liebe zuführt; das Gottesreich der Liebe ist nur dann verwirklicht, wenn die Geister sich als seine Glieder wissen und wollen. Es ist das Ziel der Geschichte, ein Preis, der aller ihrer Kämpfe und Leiden werth ist, es ist die von der Menschheit selbst errungne Glückseligkeit.

„Wenn Frauen lächeln.“

Unter diesem verführerischen Titel veröffentlicht Richard Schmidt Cabanis in Denike's Verlag zu Berlin ein elegant ausgestattetes Bändchen „humoristische Skizzen und

Novelletten für und über die schönere Hälfte des Menschengeschlechts“. Die Sammlung ist in drei Hauptrubriken eingetheilt. Der ernstere und tiefere Humor findet seine Vertretung in

Deutsche Dichterhalle.



Redakteur: Ernst Eckstein.

C. Scheuren. f.

M. v. Brendamour.

Monatlich 2 Nummern.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.
 Pränumerationspreis 2¹/₂ Reichsmark pro Quartal.

Abschied.

Zum letzten Mal mit bangen Blicken
 Umspielt mein Aug' dein theures Bild.
 Die dunklen Locken seh' ich nicken
 Von deiner Stirne wirr und wild.

Wie Sterne groß zum letzten Male
 Flammt mir dein Aug' in lichter Pracht,
 Wie einst, da es im Abendstrahle
 Mich traf mit Liebeszaubermacht.

Zum letzten Mal — o Qualgedanke —
 Erfasst mein Blick die Schuldgestalt,
 Die — fühl' wie Artemis, die schlanke —
 Geschweift mit mir im Buchenwald.

Schon seh' ich flieh'n den holden Schimmer:
 Und ach, das kaum genoss'ne Glück,
 Es weicht und stirbt und sinkt für immer
 In nie erhellte Nacht zurück.

Albert Möser.

Wir brauchen eine Kunst, bei welcher uns wohl wird.

Von

Moriz Carrière.

II.

Werfen wir einen Blick auf das Drama, so steht Aeschylos an der Schwelle der tragischen Kunst, tiefsinnig wie ein hebräischer Prophet und gedankenklar als ein Weiser von Griechenland. Er weiß nichts von einem Meide der Götter, der uns das Schöne mißgönnt, der das Erhabne niederwirft, er weiß nichts von einem blinden Schicksale, vor dessen Schlägen wir verstummen müßten; er lichtet es vielmehr zur sittlichen Weltordnung und kann darum auch eine Tragödie wie die Orestie mit dem Ausruf zur Freude schließen. Die Nemesis ist ihm die Macht des Maßes, welche die Vermessenheit in ihre Grenzen einschränkt, den Uebermuth bricht, das Gute siegen läßt. Wohl folgt Unheil auf Unheil, —

Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzuegend Böses muß gebären! —

Aber der Dämon, der verderblich waltet von Geschlecht zu Geschlecht, bis die Urschuld der Ahnen gefühnt worden, ist kein tückischer Plagegeist, sondern der Wille der Gerechtigkeit, der die Strafe verhängt und vollzieht, und nicht ablassen kann, bis die selbstfüchtige Leidenschaft oder der wilde Drang der Natur, der Uebel mit Uebel vergilt, endlich überwunden und dem Rechte versöhnt wird. In den Perserkriegen war den Hellenen der Sturz des Uebermuthes und der Sieg des besonnenen freien Geistes offenbar geworden: die sittliche Weltordnung war so dem Dichter, welcher mitgekämpft, zum Erlebniß geworden, er erfaßte ihr Wesen und Walten und stellte es in der Weltgeschichte dar, wie er selber bekennet: das ganze Heil der Weisheit gewinne, wer frommen Sinnes dem Gott lobsingt, der die Sterblichen den Weg der Wahrheit führt und sie auch durch Leiden belehrt.

„Wenn mit dem Rechte sich die Kraft verbun-
den hat,
Welch andres Bündniß kann gewaltiger sein
denn dies?“

Der Geist der sich anlehnt gegen das Weltgesetz und seinen Eigenwillen an dessen Stelle setzen will, empfindet es als Fessel, auch dann wenn er das Gute anstrebt, aber eigensinnig auf anderm Weg als die ewige Ordnung bestimmt, oder wenn er voreilig die Frucht für sich brechen, ja sie den Brüdern liebevoll darreichen möchte; er empfindet es als Fessel, er leidet die Qual unbefriedigter Begierde, die wie ein Geier das Herz zernagt, er verfinstert sich selbst in seinem Trost und bannt sich in die Nacht der Gottesferne, bis er nach dem Lichte sich sehnt, bis er freiwillig sich zum Mitbewirker der sittlichen Weltordnung erhebt; da wird der Geier erlegt und das eiserne Band gelöst, die Versöhnung mit dem Allwaltenden vollzogen; der befreite freie Geist geht in das Gottesreich ein und fördert es mit Einsicht und Liebe. Das ist der tiefe Sinn von Aeschylos' Prometheus, dem vordenkenden Erdensohne, mit seinem Freiheitsmuth und Hochsinn, seiner Fesselung und Erlösung.

Und auf was andres, als auf das Sittengesetz, im Gewissen der Menschheit die Stimme Gottes, beruft sich Antigone, wenn sie Kreon erwidert:

Für so erhaben hielt ich deine Verkündigung
nicht,
Daß höher als des Himmels ungeschriebene,
Unwandelbare Rechte sei dein Menschenwort;
Denn heut und gestern leben nicht, nein ewig sie
In Kraft; und Niemand hat gesehen von wann
sie sind.

Wenn Antigone in den Tod geht, weil sie das Heilige heilig hält, dann wird uns in der Nührung selber wohl, weil wir uns mit ihr zum Adel der sittlichen Größe erheben, weil erfüllt wird was unser Zug zum Vollkommenen verlangt. Ein Hauch von Süßigkeit, von milder Friedensruhe umweht überhaupt auch das herbe Geschick bei Sophokles, weil die Harmonie seiner Dichterseele einen Abglanz auf seine Werke wirft, wie er denn einem Chor seinen Wahlspruch in den Mund legt:

Es sei das Loos meines Lebens,
Fromme Keinigkeit in Wort und Werken mir
Stets zu bewahren, tren den ewigen Rechten,
Die aus den Höhen steigen herab, im Aether-
licht geboren,
Sie, die kein irdisch Wesen, kein Mensch zeugte.
Olympus ist ihr Vater; niemals werden sie in
Vergessen hinschlummern,
Denn ein Gott lebt mächtig in ihnen, nie alternd.

Auch Euripides ringt aus mannig-
fachen Zweifeln doch zur Ueberzeugung
sich durch: daß Gewalt habe das Recht,
daß es die Natur geschaffen und in der
Menschheit herrsche, gleichwie Pindar
das Gesetz den König und Herrn der
Sterblichen und Unsterblichen nannte.
So war und blieb die Tragödie der
Griechen eine gottesdienstliche Feier; der
Glaube an die sittliche Weltordnung war
die religiöse Weihe der Poesie; -- so erhob
sie das Gemüth über Leid und Unter-
gang, und nicht gepeinigt durch sinnlose
Gräuel, sondern erschüttert und beruhigt
zugleich, beglückt durch die Anschauung
der Schönheit verließ der Grieche sein
Theater. Er wollte eine Kunst, bei der
ihm wohl war.

Wenn in der neueren Literatur selbst
so geniale Dramatiker wie Lope und
Calderon die Weltgütigkeit vieler ihrer
Tragödien nicht erlangt haben, so liegt
es vornehmlich daran, daß die äußeren
Satzungen der Ehre, des königlichen An-
sehens bei ihnen an der Stelle der im
Gewissen sich verkündenden sittlichen Welt-
ordnung stehen, oder daß sie das Heil
der Seele an Kirchengebote und äußere
Gebräuche, an die Holzfigur des Kreuzes
statt an die Nachfolge Christi knüpfen,
und das Band von Religion und Sitt-
lichkeit lockern. Die Selbstherrlichkeit des
Geistes, die mit der Autorität der Ueber-
lieferung einen Kampf auf Tod und Leben
wagt, bleibt ihnen fremd; Satzungen des
Anstandes, Machtgebote des Herrschers
sind ihnen das Unantastbare, dem nicht
bloß die Leidenschaft, dem auch das Ge-
wissen der Personen im Drama sich un-
terordnet und fügt. Darum wird uns
im Stern von Sevilla und in der Kreuz-
erhöhung nicht wohl bei aller Poesie der
Situation und allem Glanz der Sprache,
denn uns ist Religion: dem Nothwendigen
sich ergeben und das Rechte thun. Shake-
speare's weltgeschichtliche Größe beruht
neben dem Reichthum und der Wahrheit

und Gründlichkeit seiner Charakterzeich-
nung gerade darauf, daß er der Dichter
des Gewissens ist, daß er die Menschen
durch Gesinnung und That sich ihr Schick-
sal bereiten läßt, und mit der Kenntniß
des Herzens das Vollbewußtsein der
ewigen Gesetze verbindet, die den Aus-
gang zum Gottesurtheil machen. Kein
Dichter hat umfassender und ergreifender
wie er in seinen Historien die Verkettung
von Schuld und Untergang in der Ge-
schichte gezeigt, keiner es besser verstanden,
uns über Leid und Tod durch den Sieg
der poetischen Gerechtigkeit zu erheben.
Niemand ist ferner von einem schalen,
flachen Optimismus wie er: wir blicken
mit ihm in die Abgründe der Welt und
des Herzens, und das tiefe, tausendfache
Weh des Daseins schreit gen Himmel.
„Wenn wir geboren werden, weinen wir,
daß wir auf diese Narrenbühne treten,“
heißt es im Lear; aber wenn er hinaus-
gestoßen wird von den eigenen Töchtern
in die Sturmnacht und in den Wahn-
sinn, so hat er selber den Heuchelschein
groß gezogen und die echte Liebe ver-
kannt und verbannt. Und doch hält diese
aus: sie setzt die Schellentappe auf, um
nun scherzend die Wahrheit zu sagen;
sie bewahrt auch im Knechtsgewand die
Trene, sie bringt selbstvergeben das Opfer
des reinen Lebens, um ihn zu retten;
und wie er im Arm Cordelias den Frieden
findet, so hat der geblendete Kloster den
von ihm verfolgten Sohn zum Seelen-
führer. „Was Miegen bösen Buben sind,
sind wir den Göttern: sie tödten uns zum
Spaß!“ lautete sein furchtbares Wort;
aber sein Herz bricht lächelnd, gott ergeben,
als er Edgar erkennt und ihn zum sieg-
reichen Kampf segnet. Rühmte er sich doch
schmüzelnd noch als Greis der lustigen
Nacht, da er die Ehe gebrochen; aber
im Bastard erzeugte er sich selber die
Geißel seiner sündigen Lust, und er ver-
lor an dem Ort, wo er diesem das Leben
gab, durch dessen Verrath seine Augen,
weil er sich ja selber verblendet und auf
äußere Zeichen und Antriebe statt auf
die Stimme des Gewissens geachtet. So
furchtbar die Schreckensgewalt des Tragi-
schen in dieser Weltgerichtstragödie sich
entfaltet, so rührend und tröstend ist es,
wie das Leid zur Umkehr, zur Einkehr
führt, und die Leidenden sich mit dem

Schicksal verfühnen, in dessen Gerechtigkeit sich zugleich das Gute als das Seinssollende offenbart, wie es als der allein beständige Kern des Lebens in dem Herzen der Edlen sich erweist. Ueberall liegt bei Shakespeare in der Idee des Drama's die Schicksalsmacht; und durch die Stellung, die sie sich zu ihr geben, bereiten die handelnden Charaktere sich ihr Loos. Da bedarf es nicht der Verse des Dichters:

Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferstehen!

Nein, in der Gegenwart selbst wird es klar, und wenn es uns im Leben oft verhüllt bleibt und wir verstummen, so ist der Dichter der Seher, der durch das Getriebe der Leidenschaften und der Gedanken wie der Ereignisse hindurch uns den inneren Zusammenhang der Welt erschließt, und so im Was das Warum, den Grund und das Ziel der Dinge und das die Wirklichkeit durchwaltende Gesetz der Freiheit erkennen läßt.

Sage man nicht, daß Cordelia, daß Desdemona schuldlos einem dunklen Verhängniß zum Opfer fallen! Es ist allerdings Desdemona's Ehre und Recht, daß sie Othello's Angesicht in seiner Seele sieht, daß sie vorurtheilsfrei dem Mann ihrer Achtung und Liebe ihre Hand reicht; aber es ist ihr Unrecht, daß sie dem Vater nicht einmal das Wort gönnt. Zudem sie und Othello den Frieden ihres elterlichen Hauses brechen, um das eigene zu gründen, stellen sie es auf vulkanischen Boden; noch haben sie sich nicht völlig in einander eingelebt, noch nicht das ganze Verständniß ihrer hier so männlichen dort so weiblichen Natur gegenseitig gewonnen, als der getränkte Jago seine Hebel ansetzt, um sie zu verderben. Aus Liebe, um den Gatten zu beschwichtigen, verleugnet Desdemona die Wahrheit in Bezug auf das Tuch, und süht diese Lüge sterbend, wenn sie die Schuld des Mordes vom Gatten auf sich laden will. Aber wie herrlich entfaltet sich in dem Schweren, das ihr auferlegt wird, der dulddende Heroismus des Weibes, wie rührend schön kommt hier die innerste Anlage ihrer Seele zu Tage! Da möchten wir ihr Leid nicht missen, auch um ihrer selber willen nicht. Denn wenn das

Leben mit seinem Kampf und seiner Noth uns zur Verwirklichung unseres Wesens führt, dann sind beide ja Mittel und Wege zum Guten, und so ist die sittliche Weltordnung gerechtfertigt. Das gilt auch von Cordelia. Ihre Kindespflicht wäre eigentlich doch gewesen, dem Vater warnend um den Hals zu fallen, damit er nicht Wesen und Maß der Liebe in gleißende Worte statt in Gesinnung und That setze; aber sie hüllt sich gegenüber den Schwestern in ihr Lieben und Schweigen, und süht das, indem sie der rettende Engel des Vaters wird; und selbstvergessen für ihn sich opfernd, verklärt sie sich vor unsern Augen, indem sie ihr eingebornes Ideal zur Vollercheinung bringt. Und dennoch wünscht das Volk, daß sie im Arme Lear's zum Leben erwachen möchte, wenn dann auch das Herz des Vaters vor Freude bräche; so sehr liegt die Forderung im menschlichen Gemüth, daß das Gute siege und auch hier seines Sieges froh werde. Umgekehrt würde unser Gemüth sich empören, wenn Richard III. und Makbeth im Glück bestehen blieben. Geschieht das im Leben, so ist uns nicht wohl dabei, und wir verlangen nach der Kunst, daß uns in ihrem Reich wohl werde. Auf St. Helena und Wilhelmshöhe kam ja auch der befriedigende Schluß für die Napoleonsdramen in der Geschichte.

Auch unser großer deutscher Dramatiker hat sogleich in seinem Erstlingswerk der sittlichen Weltordnung die Ehre gegeben. Karl Moor, der sich außerhalb des Gesetzes stellt, als Räuber und Mörder das Richtschwert führen will, auf daß die Tugend durch den Schrecken herrsche, sieht ein, daß auf diese Weise der Bau der sittlichen Welt zertrümmert werde, und bringt sich selber ihrem Gesetz zum Sühnopfer, während Franz, der es frivol gelengnet und nur der materialistischen Selbstsucht gefröhnt, sich in der Schlinge seiner Sophismen erwürgt, als er dem inneren Gericht nicht entriumen kann. In seinem größten Werk, im Wallenstein, sagt Schiller ausdrücklich:

In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.
Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sat
Erfreuliches zu ernten! Jede Unthat
Trägt ihren eignen Racheengel schon,
Die böse Hoffnung, unter ihrem Herzen.

Wohl ist Wallenstein berechtigt, statt modriger Papiere alter Ordnungen das lebendige Orakel in seinem Innern zu fragen, dem Herrschalent den Herrschplatz zu erobern, und indem er dem Reich mit dem Schwert den Frieden bringen will, auch für sich selber eine Krone zu begehren. Aber dadurch, daß er das Recht des Herzens nun bei Max und Thekla nicht anerkennt, sondern seinen Zwecken dienstbar machen will, dadurch, daß er zum Verräther wird, beraubt er sich selbst der Kinder, und durch die Hinterlist mit welcher er Buttlern dem Kaiser verfeinden möchte, drückt er diesem den Mordstahl in die Hand. Selbst im astrologischen Schicksalsglauben deutet der Dichter auf den Gedanken des Weltzusammenhanges: wir können nur die Entschlüsse verwirklichen, welche der Naturverlauf bereit ist in sich aufzunehmen; Geist und Natur sind für einander da; der innerste Bestimmungsgrund des Natürlichen ist das in ihm waltende Ideale, sichtbar dem entsiegelten Auge der hellgeborenen Joviskinder. Darauf deutet auch die Jungfrau von Orleans hin: der Tag der Wahrheit kommt so unausbleiblich wie die Morgensonne. „Dem Narrenkönig gehört die Welt!“ mag Talbot im Unmuth ausrufen, denn es ist so; Gewalt und List führen gewöhnlich bei der Menge das Regiment. Aber dagegen kämpfen eben die Edlen fortwährend an, Märtyrerseelen, ja, aber im Glorienschein: „Nur ist der Schmerz und ewig ist die Freude!“

Schiller selbst hat als Dichterphilosoph darauf hingewiesen, daß die Poesie der Philosophie in der Anerkennung der sittlichen Weltordnung vorausgegangen, und daß wir das Walten derselben in der Geschichte durch ihre Darstellung in der Tragödie erkennen gelernt, daß diese zum Glauben an die Vorkehrung geleitet habe.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voransgeoffenbart dem kindlichen Verstand.
Lang eh' die Weisen ihren Anspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Räthselsragen
Der jugendlichen Menschheit auf;
Still wandelte von Thespis Wagen
Die Vorsicht in den Weltenlauf.

Daß Leid und Untergang uns nicht empören oder nur zu Mitleid stimmen,

daß sie uns über Schmerz und Tod erheben, daß wir eine Freude am Tragischen haben können, die etwas ganz anderes ist als Schadenfreude oder pharisäische Beruhigung, weil doch nicht wir die Leidenden sind, — es beruht eben auf dem Sieg der sittlichen Weltordnung, sei es daß wir sehen, wie auch der Gewaltige und Große, der sie brechen will, doch niedergeschmettert wird, sei es daß wir erkennen, wie der Edle auch in Noth und Tod der Idee die Treue bewahrt und lieber das irdische Leben hinwegwirft, als die ewigen Güter des Geistes verläugnet. Und daß wir den Märtyrer seiner Ueberzeugung preisen, und umgekehrt die Seele verächtlich und gemein finden, die das Wahre, das Gute dem Vortheil nachsetzt und das sinnliche Dasein durch feiges Entfagen der Liebe, des Rechtes sich erhält, das beweist den Adel der Menschennatur, der, wie sie auch vom Erdenstaube verhüllt und in kleinliche Rücksichten vielfach verstrickt erscheint, dennoch hervorbricht; es beweist, daß sie ethischer Art ist.

Dagegen haben bis jetzt die Werke von Dramatikern, welche nach materialistischen Recepten schreiben und in der Dichtung den Kategorien von Gut und Böse, von Schuld und Sühne keine Anwendung mehr gestatten wollen, weder das Volksgemüth ergriffen, noch in der Literatur dauernden Werth erlangt. Herr von Kirchmann freilich in seiner „realistischen Aesthetik“ rät dem Dichter, er solle sich vor der falschen Meinung hüten, daß eine sittliche Lösung der Conflictte nöthig sei; denn je ursprünglicher der Genius, desto weniger Rücksicht nehme er auf das Ethische und seinen Sieg. Aber welcher Genius war denn ursprünglicher als Aeschylos oder Shakespeare, diese Propheten der sittlichen Weltordnung? Indes zeigen uns die Realisten, wie die idealen Jugendträume verdorren, die Liebe des Herzens der des Geldes weicht, die Gaunerei und Narrheit das Feld behaupten, und rühmen ihre Werke, die den Lauf der Welt abspiegeln. Und leider kommt auch E. v. Hartmann ihnen zu Hülfe und nennt es einen rohen Unverstand, in der Kunst die Einrichtung der wirklichen Welt verbessern zu wollen, ein kindisches Spiel, sich an der Vernü-

pfung von Begebenheiten mit einem erdichteten Walten der göttlichen Gerechtigkeit weiden zu wollen. Aber die sittliche Weltordnung ist ja keine Einrichtung, so wenig als eine Welt der Freiheit, der sie angehört. Freiheit ist Selbstbefreiung und Selbstgestaltung; ihr muß die Möglichkeit selbstsüchtiger Abkehr vom Gesetze gewährt sein; das Gesetz kann darum nicht als zwingende Naturmacht, sondern nur als Forderung der Vernunft, als ein Sollen in uns liegen, zu dem wir uns verpflichtet fühlen, an das unser Heil geknüpft ist, weil in ihm unser Wesen sich vollendet. Wenn der Irrthum immer wiederholt wird, so muß man auch die Wahrheit stets von neuem sagen. Das Tragische aber gehört dem Reich der Freiheit an, und es findet sich im Leben; ich brauche ja nur Napoleon I., Julian, Sokrates zu nennen, über die ich in der Aesthetik ausführlich geredet habe; und der Dichter ist der Scher, der durch die Verwirrung der Wirklichkeit hindurch den Grund und das Ziel des Lebens erkennt und den Andern das Auge dafür öffnet. Er stellt mit dem Seienden auch das Seinsollende dar, er spiegelt im Einzelgeschick das Ganze. Muß denn die gemeine Wirklichkeit nicht unsern sittlichen Muth in Waffen, um sie zu bekämpfen, zu verbessern? Und der Dichter sollte sich ihr gefangen geben, statt ihr den Hohlspiegel der Satire vorzuhalten oder ihr das Ideal gegenüberzustellen, dem sie nachzutrachten hat, wenn sie nicht vermodern oder zerscheitern will? Wäre das Leben bereits Harmonie, so befriedigte es selbst unsre Freude am Schönen, und wäre selbst Poesie; wir bedürften dann der Kunst nicht mehr. Wäre es nur ein blindes Spiel materieller Atome oder ein bloßer Mechanismus äußerer Nothwendigkeit, so wäre von Gut und Böse so wenig wie von Schön und Häßlich die Rede; es wäre alles wie es wäre und nicht anders sein könnte, und keine Sehnsucht nach einem Anderssein wäre möglich. Wo sollte sie herkommen? Niemand kann über seinen Schatten springen oder aus seiner Haut fahren. Nun sind aber in der Wirklichkeit selbständige Lebenskräfte innerhalb allgemeiner Ordnung vorhanden, nun liegt die Anlage zum Schönen im Gemüth, nun haben wir das

Bewußtsein der Freiheit und der Pflicht, und das Leben ist ein Emporgang aus dem Dunkel zum Licht, durch die Verwirrung selbstkräftiger Triebe auch der Schuld und Häßlichkeit dahingegeben; aber wir empfinden solche als das Nichtseinsollende durch das Unbehagen, das sie uns machen; und das der Seele eingeborene Ideal waltet im Idealisirungsstreben die Einbildungskraft das Schöne als der Harmonie des Innern und Aeußern in der Gestaltung des Wahren und Guten zu verwirklichen. Weil wir es als Unterscheidungs- und Schätzungsprincip in uns tragen, können wir es in so vielen Erscheinungen der Natur und Geschichte finden. Das Thier findet es nicht darin. Aber weil wir in der Wirklichkeit so Weniges klar durchschauen, so selten Anfang und Ende sammt den innern Triebfedern einer Bewegung überblicken, so schafft der Dichter ein Werk, in welchem wir das wie im Spiegel erkennen; das Schicksal entspricht der Natur des Menschen, der Character bereitet sich sein Loos, und die Nothwendigkeit wird der Freiheit Werk. Das Schöne ist eine Befriedigung des ganzen Menschen, des geistigen und sinnlichen, es befriedigt unsre Vernunft und unser Gewissen, indem es dem Ohr sich einschmeichelt und das Auge labt und ergötzt. Darum kann uns der Dichter nur dadurch über das Gewöhnliche erheben — und die Kunst wäre recht unnütz, die das nicht thäte — und es wird uns nur dadurch wohl bei seinem Werke, wenn er die Forderung der Vernunft und des Gewissens erfüllt, wenn er in mächtigen oder holden Gestalten und durch einen Verlauf anziehender Begebenheiten in Spannung und Lösung uns zugleich anregt und beruhigt, indem er an dem Leiden nicht vorübergeht, aber es als Strafe und Sühne, oder als Prüfung und Erweckung der Kraft nimmt, und damit dort zeigt wie es verdient ist, hier wie es zum Besten dient. Die moralischen Gesichtspunkte und Motive sind in der Wirklichkeit vorhanden, und der Dichter sollte sie umgehen? Er würde sich damit von dem Volksgemüth wie von dem Geistesadel scheiden. Die Versöhnung des Conflicts, die wir im Drama fordern, weil wir Befriedigung durch Harmonie suchen und nicht von Mißklängen gepeinigt blei-

ben wollen, diese Versöhnung ist nur durch die poetische Gerechtigkeit im Drama möglich, dadurch daß der Gang der Dinge mit dem Verlangen unsres Gemüths, mit der Idee des Guten und Rechten in Einklang steht. Auch Hartmann sieht mit uns die Krönung des Kunstgebäudes in der Versöhnung: „ohne sie gleicht das Drama einem Harfenpräliminium, das mit Zerreißen der Saiten endet.“ Die Versöhnung aber liegt in der poetischen Gerechtigkeit, in der Gerechtigkeit, welche die Poesie nicht entbehren kann, welche alle echte Poesie auch hat, — daher ihr Name!

Auch im Lustspiel. Schlechtigkeit, Thorheit, Verkehrtheit sind uns ja dann nicht lächerlich wenn sie bestehen bleiben; dann empören sie vielmehr unser Herz oder erregen unser Mitleid, oder sie geben unserem Verstand ein quälendes Räthsel auf. Aber wenn sie sich vor unseren Augen selbst zerstören und auflösen, wenn eine Intrigue der anderen ein Bein stellt, daß beide auf die Nase fallen, wenn der Widerspruch, das Zweckwidrige an sich selbst zu Grunde geht und dadurch das Zweckmäßige, Rechte, Seinssollende auch als das allein Beständige sich bewährt, dann sind wir nach kurzer Trübung, Verblüffung oder Aergerniß erheitert, dann wird uns wohl, dann können wir lachen. Das Lachen ist dann nicht das Grinsen der Gemeinheit, der Schadenfreude, weil auch dem Edlen ein Flecken anhaftet oder ein Unfall begegnet, sondern die Erleichterung und Befreiung des Gemüths von dem Druck einer ideenlosen Realität, einer verkehrten Welt, die auf ihm lasten wollte, und die es aufathmend abschüttelt, weil sie selbst an ihrer Nichtigkeit vergeht. Als Voltaire die Hoffnung und den Schlaf das Gegengewicht gegen die Mühseligkeiten des Lebens genannt, sagte Kant: er hätte auch noch das Lachen hinzufügen können. Fene klassischen Lustspiele, bei denen es uns von Herzen wohl wird, Lope's Unmöglichstes von allen, Shakespeare's Was ihr wollt, Molière's Frauenschule zeigen uns alle den heiteren Sieg des Guten und Rechten, dem die Annahmen, Verirrungen, Selbstgefälligkeiten der Widerstrebenden selber die Wege bahnen. So ist auch hier die sittliche Weltordnung der Grund dieser dauernden

Befriedigung, wenn all' den schlimmen Anschlägen zum Troß das Wort Josephs zu seinen Brüdern erklingt: Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat es gut gemacht.

Goethe liebte bei der gesunden Klarheit seiner Natur und der Milde seiner Weltanschauung das ernste Drama mit heitrem Ausgang, die Lösung der Konflikte durch Selbstbefreiung der handelnden Charaktere aus den Banden der Leidenschaft, durch Aufklärung der verwirrten Seelen und Zustände. Und worauf beruht anders jene wunderbare Harmonie der Iphigenie, als auf dem Walten der sittlichen Weltordnung, um deretwillen die Schwester den Bruder nicht durch eine Lüge retten will? Sie vertraut der Macht der Wahrheit, der Menschlichkeit, sie bleibt sich selber treu und gibt dem Bruder Seelenfrieden und Geistesklarheit wieder, ohne dem väterlichen Wohlthäter mit Undank zu lohnen. Und Faust wird der Erlösung theilhaftig, weil er sich nirgends anders als im Anschluß an die sittliche Weltordnung, im Vollbringen des Guten, im Wirken für's Gemeinwohl befriedigt erklärt. Und weil Gretchen aus dem Kerker nicht fliehen will, sondern das Blutgericht, das sie in ihrer Phantasie vor unsern Augen über sich kommen sieht, freiwillig als Sühne auf sich nimmt, darum hallt die Stimme von oben in den Tiefen unserer Seele nach: Sie ist gerettet! So finden die Liebenden geläutert und verklärt sich wieder.

Wenn ich Jean Paul's noch als des Dichters gedenke, der das trostspendende Amt der Poesie in Scherz und Ernst geübt, und neben ihm den großen Humoristen der Neuzeit, Friedrich Heiter, nenne, bei dessen Dichtungen uns wohl wird, so genügen zwei Worte um darauf hinzuweisen, daß die bildende Kunst der Griechen ihren Zauber und ihre beruhigende Macht der Schen vor allem Uebermäßigen in der Ehrfurcht vor der Nemesis verdankt, und daß, so sehr die moderne Musik Dissonanzen verwerthet, um die Bewegung der Welt wie des Gemüths auch in qualvollem Ringen oder in schwerem Widerstreit mannigfaltiger Lebenskräfte darzustellen, sie doch nicht anders, als mit klarem Vollaccorde schließt, denn auch sie erkennt als das Seinssollende und

durch die Kunst Verwirklichte jene freie Harmonie, die wir in der sittlichen Weltordnung haben.

Ich habe dies Wort oft gebraucht, öfter als stilistisch gefällig sein mag, aber es geschah um des Gedankens willen, den

ich durch unzählbare Beispiele aus der Erfahrung, aus der Geschichte aus- und einprägen wollte. Ich bin überzeugt, ich habe Sachen, nicht Phrasen gesprochen, und es handelt sich um eine Lebensfrage für unsere Dichtung und für unser Volk.

Ueber Neid und Kritik.

Von

Ernst Eckstein.

Das Publikum ist in den Augen unserer Neider eine Instanz, deren Bedeutung ganz je nach Bedürfnis zwischen Unendlich und Null hin- und herschwankt. Verurtheilt das Publikum unsre Leistungen, läßt es ein Buch ungekauft, kehrt es einem Gemälde den Rücken, zischt es ein Theaterstück aus, so wird die vox populi bedingungslos zur vox dei gestempelt. Die Sache ist ein- und für allemal erledigt: der gesunde Sinn der Nation hat gesprochen! Ereignet sich das Umgekehrte, erleben unsere Bücher Dutzende von Auflagen, dringen unsre Gemälde, tausendfältig reproducirt, in alle Schichten der Gesellschaft, erringen unsre Stücke einen stürmischen Applaus und donnernde Hervorrufe, so ist derselbe Richter, dessen Zufälligkeit bis dahin außer jeglichem Zweifel stand, zum Cretin geworden; die vox dei ist zur Stimme der blöden Masse entwürdigt, die in lächerlichem Ungeschmack das goldene Kalb des Irrthums umtanzt. Unsre Neider citiren das Beispiel des Phokion, der auf der Tribüne von seinen Zuhörern beklatscht, sich umwandte und den Freunden zuflüsterte: „Habe ich etwas Dummes gesagt?“ Die Verbreitung eines Buches beweist jetzt gar nichts mehr! Es ist ja zu natürlich, daß Blei und Eisen ein größeres Terrain occupiren als Silber und Gold. Ja gerade die Verbreitung wird jetzt gegen uns ausgebeutet! Je bedeutender ein Schriftsteller ist, desto kleiner ist bekanntlich sein Publikum: -- ein Werk, das eine so exorbitante Masse von Freunden erobert hat, muß also nothgedrungen etwas Unbedeutendes sein. Das Gute bricht sich nur langsam Bahn: Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ hat sechs oder acht Jahre lang in den Maga-

zinen der Buchhändler gelagert, ohne daß ein Hahn darnach krächte; Uhland's „Gedichte“ brauchten fast zwei Decennien bis zur neuen Auflage; Grillparzer ist Zeit seines Lebens verkannt worden u. s. w. u. s. w. So mißt man mit zweierlei Maß: alle diejenigen Glossen, die man bei einem geringen Erfolg ins Feld führen sollte, verwendet man in gehässiger Weise da, wo das Resultat glänzend ist — und umgekehrt.

Ebenso liebenswürdig interpretirt der Neid die Stimmen der Tagespresse. Die Journalistik ist völlig bedeutungslos, sobald sie uns lobt: äußert sie einen Tadel, so wird der geringfügigste Duodezschreiber zum Lessing. Der lobende Kritiker spricht als Individuum, als ein Mann gegen so und so viele tausend: der tadelnde wird sofort mit sämmtlichen Lesern seines Blattes identificirt; er ist gleichsam nur der Stimmführer sämmtlicher Abonnenten: das „Blatt“ hat gesprochen. Es ist rührend, welche Bedeutung die „guten Freunde“ einem derartigen Tadelsvotum beilegen! Und mag das Scriptum noch so sehr den Stempel der Urtheilslosigkeit, ja mehr noch: der Gehässigkeit an der Stirn tragen, es wird mit höchwichtiger Amtsmiene colportirt, und der Neid giebt sich den Anschein, als ob er dem öden Pamphlet eine durchschlagende Bedeutung zuschriebe. Ehrliche und neidlose Gemüther, die in solchen Fällen rein objectiv urtheilen und die Bornirtheit und die Feindseligkeit unserer Gegner wirklich mißbilligen, gehören zu den kostbarsten Seltenheiten. Man giebt wohl ein paar Phrasen der Entrüstung zum Besten, aber ein feines Ohr hört gar deutlich die wahre Grundstimmung durch.

Es scheint überhaupt für das mensch-

Deutsche Dichterverhalle.



C. Scheuren. f.

Redakteur: Ernst Eckstein.

A. v. Brendamour.

Monatlich 2 Nummern.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.
 Pränumerationspreis 2/3 Reichsmark pro Quartal.

Am Ende.

Niemals gab ich ganz verloren,
 Was die Stunden nicht entfalten,
 Denn die Wünsche sind auch Bilder,
 Farbenreiche Frauengestalten,
 Und sie leben — wenn auch leise
 Athmend nur — in meiner Brust.

Niemals hielt mich ganz unklammert,
 Was mit Qualen mich bedrückte,
 Denn ein Ort ist tief im Herzen,
 Wär' es auch das unbeglückte,
 Der, unsterblich, nicht empfindet,
 Was ein sterblich Aug' beweint.

Aber, ach! Genuß an Bildern
 Des Versagten blüht auf Trümmern,
 Und nur aus dem Schlund des Klends
 Panchen Qualen, die nicht kümmern.
 Erst wenn Sturm das Herz gebrochen,
 Fühlt es, was kein Sturm mehr bricht.

Hieronymus Lorm.

Noch einmal: Wir brauchen eine Kunst, bei welcher uns wohl wird.

Von

Moriz Carrière.

Ich bin mit der Wirkung meiner Aufsätze in Nr. 14 und 17 der „Deutschen Dichterhalle“ zufrieden; ihre Spuren sind ja fast in jedem der seither erschienenen Hefte sichtbar, und von nah und fern habe ich Zeugniß davon erhalten. Hieronymus Vorm hat eine ausführliche Gegenrede erhoben, die mich zu einigen Worten der Verständigung veranlaßt.

Von Dichtern, welche das Elend der Welt und das Wehgefühl des Daseins aus eigenem Herzen heraus verkünden, wie Byron, hab' ich natürlich nicht reden wollen, wenn ich von solchen sprach, welche den philosophischen Pessimisten nachzuzwitschern; ich habe Byron im 5. Bande meines Kunstbuchs gewürdigt, Venau gehörte zu den Lieblingen meiner Jugend, und von Vorm selbst hab' ich melodische Schmerzensklänge echter Art vernommen. Offen will ich bekennen oder hier wiederholen: Wäre der Mensch nichts als ein Sinnenwesen, so wäre er besser nicht da; denn dann wäre er das unglücklichste und unvollkommenste Thier. Das unglücklichste, weil zu den vielen körperlichen Schmerzen auch noch die geistigen hinzukommen, — Dualen der Phantasie in Bildern der Sorge, in der Erinnerung an das Verlorne, der Aussicht auf den unvermeidlichen Tod, Gewissensbisse, Unzufriedenheit mit den eigenen Leistungen angesichts des Ideals, und als die Frage: wozu dies Alles? die Antwort: für nichts und wider nichts! Und das unvollkommenste Thier, weil alle andern ihre Bestimmung erreichen, sorglos die Befriedigung ihrer Bedürfnisse finden, ihren Lebenszweck erfüllen, der Mensch aber ideale Triebe und ein Verlangen nach dem Guten und Wahren in sich trägt: und doch ist das nicht zu erlangen, denn es ist ja nichts als eine recht unbegreifliche Illusion. Und so ist er selbstgemachter Wein dahingegeben, statt wie die andern Wesen wenigstens in dumpfer Bewußtlosigkeit des Daseins froh zu werden so lange es währt. Er hungert und dürstet

ja zufolge der Einrichtung seiner Natur nach leerem Schein, und wenn er die Nichtigkeit desselben erkannt, dann fühlt er sich erst recht elend. Ja, mit Recht! So will es die sittliche Weltordnung, die sich nicht spotten läßt. Dieser Ueberdruß, diese blasirte Vereklung am Leben, der gleich der Seefrankheit das Gemüth ergreift, das dem Idealen absagt, — sie sind die gerechte Strafe für die Verleugnung des Ideals, für jene theoretische Selbstverthierung, die der Materialismus und Nihilismus unserer Tage predigt. Aber wir Alle fällen moralische Urtheile, fühlten uns verantwortlich für unsre Thaten, hungern lieber, als daß wir eine Gemeinheit begehen, und preisen den Märtyrer, der lieber das sinnliche Dasein als seine Ueberzeugung opfert. Das beweist, daß wir ethische Naturen sind. Denn Selbstgefühl und Selbstverantwortung, moralische Urtheile sind nicht möglich, wenn Alles sich durch Druck, Stoß und Zug von Außen rein mechanisch vollzieht; und Niemand hat erklärt, wie die blinden Atome der Materie dazu kommen, sich die Illusion der Freiheit vorzuspiegeln, sich zu tadeln über das, was sie nothwendig vollziehen.

Die sittliche Weltordnung ist ein ethisches, nicht ein physisches Gesetz; dieses wirkt mit zwingender Gewalt als ein Müßsen, jenes ist ein Sollen, und setzt die Freiheit des Geistes voraus, sich auch anders zu entscheiden. Aber es ist keine bloße Vorstellung, sondern bezeugt sich im Gefühl der Pflicht, und an seine Erfüllung ist das Heil des ethischen Wesens geknüpft. Die sittliche Weltordnung ist das Sein-sollende. Vorm führt eine Reihe von unsittlichen Thaten an, um mich zu widerlegen, um die sittliche Weltordnung für unwirksam zu erklären. Die edle Entrüstung, mit der er jene Gräueltaten und Schäden unsrer Zustände erwähnt, beweist mir gerade daß die sittliche Weltordnung in ihm mächtig ist, daß er an ihr die schlechte Wirklichkeit mißt, daß diese ihm für das Nichtsein-sollende gilt. Aber wenn das Böse nicht

möglich wäre, so wäre auch das Gute nicht, so hätten wir eben eine natürliche, keine ethische Welt. Die sittliche Weltordnung wäre dann nichtig, wenn wir das Schlechte, Elende als das Berechtigte gleichgiltig hinnähmen; sie bezeugt sich in unserer Gemüthsauflassung, in unserem Kampf gegen dasselbe, im Muth und in dem Glauben, „daß das Gute wirke, wachse, fromme, daß der Tag dem Edlen endlich komme.“ Der Pessimist sollte jene empörenden Dinge vortrefflich finden, denn sie verleiden uns ja das Leben; er sollte den Mörder preisen, der ja die Menschen zu ihrer Bestimmung führt, denn diese ist, wie Vorm sagt: „zu sterben, und absolut nichts weiter.“ Schade nur, daß die Menschen thatsächlich leben wollen! Ja, sie haben sich zu Staaten vereinigt, um ihr Leben zu sichern, und diejenigen Bestimmungen der sittlichen Weltordnung, ohne die eine menschliche Gesellschaft nicht bestehen, ihre Cultur sich nicht entwickeln kann, festgestellt und, so viel an ihnen ist, mit der zwingenden Gewalt der Naturgesetze ausgerüstet in der Rechtsordnung. Ist diese Thatsache unleugbar, nun so verwirklicht sich ja das Seinssollende in ihr, so ist die sittliche Weltordnung kein „Erlognes“, kein „Scheinglanz des Unlebendigen“.

Woher ich den Beweis für die Selbstvervollkommnung als unsere thatsächliche Bestimmung nehme? Aus der Thatsache des Emporganges in der ganzen Natur, aus dem Entwicklungsdrang in der Menschheit, aus dem Begriff des Organismus und des Selbst. Jeder Organismus entsteht als Keim mit eigenthümlichem Bildungsgezet und dem Trieb, sein Ziel, die Ausbildung seines Wesens zu erreichen; das ist seine Bestimmung. So ist auch der geistige Mensch zuerst nur unentwickelter Keim, und indem er dem Triebe der Entwicklung folgt, kommt er zum Bewußtsein, und bringt sich das Ziel, das in ihm wie im Samenkorn der Pflanze, im Ei des Thieres liegt, gleichfalls zum Bewußtsein. Sein Bildungsgezet spürt er als Sollen; er will zu seiner Fülle kommen, und da er als Selbst das nur durch eigene That vermag, so ist Selbstvervollkommnung seine Bestimmung. Wo es ihm gelingt, eine Stufe dieses Weges zu erreichen, da wird's ihm wohl;

und die Thatsache, daß alles Lebendige nach Glück und Wohlsein strebt, wird auch der Pessimist nicht leugnen, vielleicht auch nicht leugnen, daß die Glückseligkeit in einer naturgemäßen Thätigkeit besteht, die ihr Ziel erreicht. Wenn nun unser Gemüth von der Anschauung der Herrschaft der sittlichen Weltordnung in der Dichtkunst befriedigt und beglückt wird, so schließe ich daraus; daß die sittliche Weltordnung in ihm walte, daß es ihre Verwirklichung fordert. Das soll ein unerlaubtes Taschenspielerkunststück sein! Ich schließe ja nicht, daß die sittliche Weltordnung ein Ding außer uns, sondern eine Idee und ein Gesetz in uns sei.

Vorm nennt den Ausdruck „Kunst, bei der uns wohl wird“ einen Pleonasmus, denn die Kunst schließe ihrem Wesen nach die wohlthuende Wirkung ein. Ich gebe es zu; aber dann sind die Künste, die Bilder, die Gedichte, die Musiken, bei denen uns nicht wohl wird, keine echte Kunst, dann habe ich ein Recht, nach den unterscheidenden Bedingungen von dieser zu fragen, und als eine solche habe ich das Walten oder die Offenbarung der sittlichen Weltordnung gefunden. Die Kunst dient dann „nur sich selbst“, wenn sie das Mittel verwerthet, durch das sie ihren Zweck erreicht, eine wohlthuende Wirkung zu üben. Ich habe das thatsächlich an einer ganzen Reihe weltberühmter Kunstwerke aufgewiesen; Vorm hat an keinem einzigen derselben das Gegentheil gezeigt, vielmehr es im Volksmärchen anerkannt; nur den Untergang Desdemona's nennt er gänzlich schuldlos. Ihr arglos holdes Gemüth hab' ich anderwärts selber betont; aber daß sie gegen den Vater um des Geliebten willen unkindlich gehandelt, daß sie den Frieden des elterlichen Hauses gebrochen, daß sie dem Gemahl, um ihn zu beschwichtigen, eine Unwahrheit sagt, das steht doch Alles im Shakespeare, aber nicht „daß sie unmöglich in dieser Welt zum Bestehen bestimmt sein könne“; denn besteht nicht Porcia, Imogen, Iphigenie?

Statt darzuthun, daß in den großen Volksepen, wie bei Hiob, Dante, Milton, daß in Aeschylus' wie in Shakespeares Dramen die sittliche Weltordnung nicht walte, oder andre Kunstwerke, bei denen uns wohl wird, anzuführen, welche diese

verleugnen, berichtet Vorm, daß die Künstler im Alterthum nicht besonders angesehen gewesen, daß es ihnen materiell oft schlecht geht. Aber liegt denn die Seligkeit im Aeußeren oder im Innern? Ist denn das Glück, welches der Verkehr mit dem Großen, die Erkenntniß der Wahrheit, die Erzeugung des Schönen mit sich bringt, nicht ein Ersatz für Entbehrung materieller Genüsse oder für die Bewunderung einer noch blöden Menge, die gerade durch die Künstler erlöst und zu besserem Leben gebracht werden soll? Wenn in Bayreuth die moderne Gesellschaft dem Schöpfer des musikalischen Drama's huldigt, wenn die Dichter mit modernen Jubiläen überhäuft werden, so soll „die sittliche Weltordnung des Herrn Carrière sich in heiterster Weise zeigen“; ich gestehe, daß mir das völlig unverständlich ist.

Vielleicht liegt eine Verständigung nicht so ferne, wenn der Gegner bedenken will: für mich ist das unmittelbar und ursprünglich Gewisse und Thatsächliche nicht die Außenwelt, nicht die Materie, sondern Selbstgefühl, Selbstbewußtsein und unsre Empfindungen und Gedanken. Aus ihnen schließen wir auf die Dinge außer uns nach dem Causalgesetz in uns; ebenso schließen wir auf die reale Kraft in uns, die sich selber fühlt und weiß; wir schließen so, um uns die Innenwelt der Empfindungen und Vorstellungen verständlich zu machen, die doch nicht der Traum über dem Abgrunde des Nichts ohne ein Träumendes sein kann! Von diesem Standpunkte des Idealrealismus aus ist mir nicht bloß die Natur, sondern auch der Geist das Wirkliche; ohne Geist wüßten wir nichts von Natur und Naturmechanismus, und die Aether- und Luftwellen, die ja erst in uns zur Empfindung von Licht und Ton werden, sie wären so gut wie gar nicht da, wenn sie nicht in einer Subjectivität verinnerlicht, gefühlt und genossen würden. Darum aber ist mir auch alles das wirklich, was das Wesen der Innenwelt bestimmt, bedingt, die sittlichen Principien, das Pflichtgefühl, die Freiheit; — freilich Thatsachen der innern, nicht der äußern Erfahrung. Was mein Gemüth fordert, wodurch es beruhigt und befriedigt wird, ist nicht nichtig, nicht Täuschung, sondern hat realen Werth. „Daß das Seinssollende nothwendig die

Vernichtung und Verneinung des Seienden sein müsse,“ diese Behauptung Vorm's ist allerdings für mich keine Wahrheit; das Seinssollende hat im Seienden seinen realen Träger, es bezeichnet das Ziel und bestimmt das Gesetz der Entwicklung des Seienden, und ist darum nicht dessen Zerstörung, sondern dessen Vollendung. Der Keim ist nicht verneint, sondern bejaht und entfaltet, verwirklicht in der Pflanze, — wenn wir anders nicht auch sagen wollen, der Zinnober sei die Vernichtung von Schwefel und Quecksilber.

Ich kann freilich hier diese Weltanschauung nicht beweisen und allseitig klar machen, nicht zeigen, wie Naturmechanismus und Willensfreiheit, Physik und Ethik zusammen bestehen und einander bedingen können. Ich werde das in einem Buche über die sittliche Weltordnung thun, auf das ich den geneigten Leser verweisen will.

Vorm besleißigt sich mir gegenüber absonderlicher Liebesswürdigkeiten; Dorfkanzelästhetik, Scheu vor dem Froste der Wahrheit, Taschenspielerstreiche, unwürdiger Hokusfokus, Tendenz die Welt beim Aberglauben zu halten, Hasenangst und Narrenzittern, das sind einige der Freundlichkeiten, die er mir an den Kopf wirft, die zum Theil sittliche Beschuldigungen sind, wie sie ohne Beweis kein Ehrenmann in die Doffentlichkeit bringen sollte. Ich glaube nicht, daß die Sache dadurch gefördert wird, und um diese gilt es mir. Darum freute es mich, in Vorm's Philosophie der Jahrzehnten auf Sätze zu stoßen, die mit meiner Auffassung der Kunst übereinstimmen: „Sie ist die erklärende und verklärende Ergänzung des menschlichen Lebens, und was dieses kaum in Anfängen zu erreichen vermag, das stellt sie schon in Vollendung auf; das Geheimniß des Kunstwerkes liegt darin, daß es aus den vergänglichsten Erscheinungen die ewigen Momente an's Licht fördert und vom Genießenden nachempfinden läßt.“ Hierin sind wir einig, und in dieser Einsicht konnte Vorm jagen, es sei ein Aufstoßen offener Thüren, wenn ich betone: die Kunst stellt das Seinssollende dar. Er bedachte nicht, daß damit dem Naturalismus, Materialismus und dem einseitigen Realismus entgegengetreten wird, der heute den Markt

beherrscht. Und er selbst beweist mir, daß mein Eifern für die sittliche Weltordnung, die er leugnet, kein unnöthiges ist. Denn ich bekenne mich allerdings zu der Ueberzeugung, die ich im Frühjahr in einem Vortrag über Calderons wunderthätigen Magus und Goethe's Faust zu Berlin öffentlich aussprach: „Die Thaten, welche Deutschland gerettet und groß gemacht haben, sind im Glauben an die sittliche Weltordnung und unter dem kategorischen Imperativ der Pflicht geschehen. Würde unser Volk beides verleugnen, wie ihm Materialismus und Nihilismus predigen, so könnte es die Errungenschaft der Gegenwart nicht behaupten, und würde aus Selbstsucht sich zerfleischen oder aus Genußsucht verwesen. Der Gedanke der sittlichen Weltordnung hat die Menschheit über die Thierwelt erhoben und hält sie empor.“ (S. Westermanns Monatshefte Band 40, S. 426—435.)

Wenn aber die mancherlei Bedrängnisse und Entbehrungen in Künstlers Erdenwallen doch der Boden und die Bedingung herzerfreuender unsterblicher Werke sind, dann wird ein ideal gestimmtes Gemüth mit Michel Angelo sagen:

Schlecht wurde Dante's Wert und edles Streben
Berkannt von jenen undankbaren Thoren,
Die zu Gerechtigkeit sich nicht erheben.
Doch war' ich Er, zu gleichem Loos geboren,
Frei hätt' ich für der Erde schönstes Leben
Mir seine Tugend, seinen Bann erkoren!

(Per l'aspro esilio suo con la virtude
Darei del mondo il più felice sorte!)

Mein seliger Freund Melchior Mehr hat selbst stets den Kampf ums Dasein gekämpft, und war dabei Jahrelang von einem unheilbaren Darmkrebs geplagt; aber er wußte durch die Idealität der

Kunst sich selbst zu trösten und das trostspendende Amt der Poesie treu zu verwalten; er sang:

Mit Sehnsucht wünschtest Du das Glück herbei
Und zürnest, daß es nicht gekommen sei? —

Giebt's etwas Schöneres als Männlichkeit
Mit Ungemach und Noth im edlen Streit?

Giebt's etwas Schöneres als heitren Blick
Umfluthet von Verlust und Mißgeschick?

Als Vorwärtsdringen auf gehemmter Bahn
Zum Ehrenpreis bestrittenen Siegs hinan?

Ist's nicht die Frucht mit kühnem Muth gepflückt,
Die tiefer als geschenkte Dich beglückt?

Ja, ließ nicht Gott selbst diese Welt entstehn,
Um männlich kämpfen gegen Noth zu sehn —

Und dem Geschaffenen als höchsten Ruhm
Zu gönnen selbsterrungnes Eigenthum?

Drum nuß' Dein Leid, und preise Gott dazu:
Wär' es nicht da, drum bitten müßtest Du!

Julius Moser ließ mir von seinem Schmerzenslager das tief sinnige Wort schreiben: Ich möchte der Bergpredigt noch den Spruch anfügen: Selig sind, denen Gott ein Leid sendet, das sie zur Unsterblichkeit läutert.

Ich schließe meinerseits diese Erörterungen, indem auch ich ein Sonett in die Dichterhalle beisteure.

Es ist die Nacht die Zeit der Nachtigallen,
Die Lerche schwingt am Tag sich himmelwärts;
Doch den Emporgang soll das Menschenherz
Durch Leid und Freude zur Vollendung wallen.

Die Finsterniß läßt ihre Schleier fallen,
Da leuchtet hell in Läu-trungsgluth das Erz;
Im Erden-thal die Liebe wie der Schmerz
Erziehn die Seelen für die ew'gen Hallen.

Wir schauen hier in einen dunklen Spiegel,
Weil wir die Wahrheit suchend finden sollen,
Doch tausend Sterne zeugen von der Sonne.
Und sie geht auf, wenn wir das Rechte wollen;
Da löst sich uns der Offenbarung Siegel:
Sei Gottes werth, so wird Dir seine Wonne.

Hans Herrig's „Schweine“.

Besprochen

von

Albert Moeser.

Hans Herrig ist den Lesern der „Dichterhalle“ kein Fremder. Gedichte wie „Maria Stuart“, „der Eisbär“, „der Eskimo“ — ich citire einige beliebige

aus dem Gedächtniß — lassen sich nicht übersehen; sie sind von einer gewissen packenden Originalität; es schwebt etwas wie welthistorische und kosmische Ironie